

Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **188 (1909)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374406>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der innere Grund dieses wirtschaftlichen Rückganges liegt in der allgemeinen Verteuerung der Lebenshaltung, durch welche die Kaufkraft großer Bevölkerungsschichten geschwächt und der Konsum beeinträchtigt wurde. Die Weltmarktpreise der Rohstoffe hatten im April und Mai 1907 den höchsten Stand seit 1880 erreicht, und fingen im letzten Quartal rapid an zu sinken. Gegen Ende des Jahres waren sie um volle 11 % billiger als Ende 1906. Die Nahrungsmittelpreise aber blieben auf der frühern Höhe. Daß bei der allgemeinen Teuerung auch die Arbeitslöhne steigen mußten, ist begreiflich.

Unmittelbar veranlaßt wurde die wirtschaftliche Depression durch die amerikanischen Krisen, welche ganz Europa in Mitleidenschaft zogen, nicht nur durch unmittelbare Schädigung des Handelsverkehrs, sondern auch durch die Erhöhung der Geldsätze, welche der Ankauf von Gold im Betrage von einer halben Milliarde durch die Vereinigten Staaten hervorrief. In welchem Maße der Geldmarkt gespannt war, zeigen die offiziellen Diskontofätze. Im Durchschnitt ergeben sich folgende Zahlen:

	1906	1907	I.	II.	III.	IV.	I. Quart 1908
	Quartal 1907						
Schweiz . .	4,78	4,93	5,09	4,60	4,75	5,29	4,40
Deutschland .	5,13	6,03	6,23	5,62	5,50	6,77	6,12
Frankreich .	3,00	3,46	3,05	3,50	3,50	3,79	3,16
England . .	4,26	4,92	5,17	4,18	4,25	6,04	4,19

Daß bei uns der Diskonto nicht über 5½ % stieg, ist vor allem dem regulierenden Einfluß der Nationalbank zu verdanken, die ihre Geschäftstätigkeit am 20. Juni 1907 begonnen hat.

Ob mit der eingetretenen Erleichterung des Geldmarktes die allgemeine Geschäftslage sich in nächster Zeit heben wird, bleibt abzuwarten. Im Arbeitsmarkt ist nach den Berichten der Zentralstelle schweizerischer Arbeitsämter im Mai eine Besserung eingetreten. Indessen ist dieselbe sehr bescheiden und eine baldige Wendung zum Guten kaum zu erwarten. Glücklicherweise sind wenigstens die Aussichten für die Landwirtschaft weit weniger schlimm als man unter dem Eindruck der Wetterkatastrophe vom 23. Mai annahm.

Der Kalendermanns Weltumschau.

„Fortsetzung folgt“, so könnte der Kalendermann die diesjährige Weltumschau einleiten. Denn nicht bloß in der Zeit, sondern auch in Lage und Ereignissen war dieses Jahr die getreue Fortsetzung des vorhergegangenen. Man kann und muß sogar am gleichen „Trümli“ weiter ziehen. „Krache“, „Einkreisungspolitik“, „Marokkohandel“ und dazu noch einige nicht besonders schmackhafte Spezialgerichte, und man hätte die Speisekarte, die seit der letzten Weltumschau serviert worden ist, beisammen. In der letzten Umschau ist von den großen Börsenkrachen im Mai und Juni 1907 berichtet worden. Im Herbst kam es dann noch ärger. Tausende von reichen Leuten diesseits und jenseits des Ozeans verloren ihr Vermögen und mancher hat wieder eine Stellung suchen müssen, der vorher herrlich und in Freuden in einer Villa privatisierte, eigene Equipagen und sein eigenes Automobil mit Chauffeur besaß. Das Schlimmste aber war, daß die Börsenkrisis eine immer drückendere Industriekrisis in allen Ländern nach sich zog, die wieder auf die Bühne drückte, riesigen Arbeitsmangel erzeugte, zahllosen Arbeitseinschränkungen rief, hundert und hundert Konkurse im Gefolge hatte und in vielen hunderttausend Arbeiterfamilien den Schmalhans zum Küchenmeister machte. Die Krisis riß zuerst bei den sogenannten Urindustrien ein, wie immer wenn es böß geht, d. h. bei der Bergwerk- und der Eisen- und Stahlindustrie. In Amerika allein mußten mehr als 100,000 Mann in diesen Industrien feiern, und, was seit Menschengedenken nie vorkam, geschah jetzt, daß auch in den Werken des Ragnonkönigs Krupp in Essen Arbeitszeit-Einschränkungen dekretiert wurden. Der hatte sonst auch in schlechtesten Zeiten alle Hände voll zu tun. Von den Urindustrien weg ging die Krisis wie ein verheerender Strom auf alle anderen über, wie auf die Textilindustrien, Baumwolle, Seide u. s. w. Wir in der Schweiz haben sie ja leider auch zu spüren bekommen. Die Ostschweiz empfindet die Stickerkrisis schwer, in Zürich und Umgebung leidet man unter der Krisis in

der Seidenindustrie, in der Westschweiz unter der Uhrenindustrie, in Genf unter der Bijouteriekrisis, und die Bundesbahnen machen viel schlechtere Geschäfte als das Jahr zuvor. Ein Glück, daß die vorhergegangenen Jahre fette waren, so daß man noch an früheren Ueberschüssen zehren konnte. Sonst wäre wohl ein eigentlicher Notstand eingetreten, wovon aber glücklicherweise bei uns nicht die Rede sein kann. Ein Glück auch, daß das Jahr wenigstens landwirtschaftlich kein schlechtes war. Solche Zeiten haben bei allem Schweren auch wieder ihr Gutes. Sie dämpfen manchen Uebermut und lehren manchen wieder, daß Sparen in guten Tagen denn doch auch für unsere Zeit noch etwas mehr als nur veraltete Großmutterweisheit ist.

Gott sei Dank fangen die Aussichten sich wieder zu bessern an. Wie nach jedem Wetter, so heitert es jetzt auch hier langsam auf. Zu Anfang des Jahres war noch ein Jammer über Geldnot und Goldnot in den Banken, und der Bankzinsfuß ging bis auf 7 % hinauf. Jetzt zeigen die Metallausweise der Großbanken in London, Paris, Berlin, New-York u. s. w. eher wieder einen Goldüberfluß und der Bankzins ist rapid gesunken. Das Hub-Bäuerlein wird denken, es habe bis jetzt von diesem Goldüberfluß noch nichts gemerkt — der Kalendermann übrigens auch nicht, gerade so wenig, wie der Setzer, der diese Zeilen setzt — aber sobald erst wieder rechte Goldhaufen in den Banken sich ansammeln, geht es mit der Industrie nach und nach auch wieder besser. Die Unternehmungslust erwacht aufs Neue und mit der Unternehmungslust die Kauflust und Kaufnotwendigkeit. Wenn nur der riesige Geldbedarf der heutigen Staaten nicht immer wieder Löcher in die Goldberge machte. Man denke, daß einzig in London im zweiten Viertel dieses Jahres für 2500 Millionen Franken Staatsanleihen aufgelegt waren. Wenn der Sönderi-Hannes etwa wieder sagt, weiß der Kuckuck wo's Geld hinkommt, so weiß er's jetzt. Der moderne Staat hat neben Lichtseiten halt auch wieder Schattenseiten. Er frißt mit seinem Riesen-

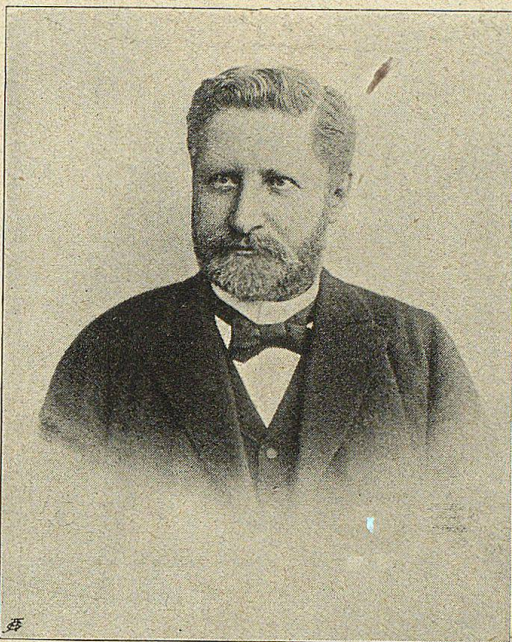
bedarf dem Erwerb, dem Gewerbe, dem Geschäft und der Industrie das Geld weg, das deren Triebfeder ist. Es ist halt nichts vollkommen in der Welt, als dem Gemeindegemeinmann seine Frau und dem Pfarrer seine Köchin.

Und jetzt von der Einkreisung Deutschlands, des mächtigen deutschen Reiches. Alle Welt hat gemeint, daß dieser politische Alp nun weggenommen sei, nachdem das deutsche Kaiserpaar zu Besuch zum englischen König Eduard, zum Onkel, nach London ging und dort mit Ehren und Pomp aufgenommen wurde. Aber die Sache ist jetzt wieder schlimmer als zuvor. Gleich nach diesem Besuche wurde der Welt gezeigt, daß die französisch-englische Freundschaft dicker sei als je, und als der Präsident der französischen Republik, Fallières, auch eine Visite in der englischen Hauptstadt machte, war des Jubels kein Ende. Das Aergste kam aber erst, als König Eduard und der Kaiser von Rußland eine politische Freundschaftszusammenkunft in den Gewässern der Ostsee hatten. Das wirkte in Berlin wie ein Hieb. Die englisch-französische Freundschaft konnte man zur Not ertragen, weil man in England und Rußland die alten historischen Gegner sah, die schließlich doch als Walfisch und Eisbär in einen großen Zweikampf gehen würden. Der bisherige Gegensatz zu Rußland machte England für Deutschland nicht zu gefährlich. Aber nachdem nun auch noch Rußland und England sich zusammentaten, fand man die Sache an der Spree recht ungemütlich. Denn nun machte sich die Gruppierung der Mächte so: Auf der einen Seite England, Frankreich, Rußland, Japan und als Kleingefolge Spanien, Portugal und Dänemark und auf der anderen

Seite Deutschland-Oesterreich-Italien und als Gefolge die Türkei, wobei aber Italien schon jetzt als kein allzu sicherer Bundesgenosse Deutschlands betrachtet wird. Zu allem glaubte man in Berlin auch Spuren zu haben, daß englische Einflüsse in Wien mit Macht und nicht ganz ohne Aussicht auf Erfolg darauf hinarbeiten, Oesterreich auf ihre Seite zu bekommen. Das alles hat den politischen Himmel stark verdunkelt, wie die Politiker zu sagen pflegen, indem sie eine Prise aus der Tabakdose nehmen. Einen Krieg braucht es darum freilich noch nicht zu geben; die großen Diplomaten überfließen ja auch von Friedensbeteuerungen. Aber die Schnur, an der der Völkerfriede hängt, ist doch um vieles dünner geworden. Es braucht nur irgend einen Zwischenfall und sie reißt. Von Gegnern rings umgeben, muß nur der Versuch gemacht werden wollen, das deutsche Reich in irgend einer Frage auf die Seite zu schieben, und es kann losgehen. Die Lage hat verzweifelte Ähnlichkeit mit derjenigen, als Preußen unter Friedrich dem Großen eingekreist war, was zum sieben-

jährigen Kriege führte. Als Gegenschachzug gegen die russisch-englisch-französische Freundschaft redet man jetzt in Berlin von einer deutsch-oesterreich-türkischen Militärkonvention. Denn mit dem Türken rechnet man jetzt wieder ernstlich. Er kann 1½ Millionen Soldaten stellen, darunter 800,000 ganz gute.

Uebrigens hat man nachträglich vernommen, daß Kaiser Wilhelm im Laufe des Jahres bereits einmal nach Paris mit dem Säbel winken ließ und zwar wegen des Marokko handels. Die Umschau hat sich schon im vorletzten und letzten Jahr mit ihm beschäftigt und muß es jetzt wieder. Bekanntlich gab die Niedermetzelung von zehn oder zwölf französisch-französischen Staatsangehörigen in der marokkanischen Hafenstadt Casablanca Anlaß, daß Franzosen und Spanier den Platz bombardierten und besetzten. Die übrigen Mächte waren natürlich damit einverstanden, daß den Kopf abschneiden in Marokko eine Dektion erteilt wurde. Aber statt daß die Franzosen nach der Züchtigung Casablanca wieder verließen, setzten sie sich dort und an anderen Küstenpunkten Marokkos fest, unternahmen Kriegszüge ins Innere und geberdeten sich, als seien jetzt sie die Herren des Landes. Da der bisherige Sultan von Marokko, Abdul Aziz, keine Schneid gegen die Franzosen zeigte und ihnen im Gegenteil in allem nachgab, bekamen die Marokkaner ihn satt. Sie wandten sich seinem viel tatkräftigeren Bruder Muley Hassid zu. Abdul Aziz wurde in der Hauptstadt Fez des Thrones verlustig erklärt und Muley Hassid zum Sultan proklamiert. Stamm um Stamm, Provinz um Provinz huldigte dem neuen Herrscher



Prof. Dr. Huber.

und als dieser in Fez einzog, war er vom ganzen Lande anerkannt. Trotzdem hielten die Franzosen noch immer ihren Schützling Abdul Aziz aufrecht und suchten ihn mit Gewalt den Marokkanern aufzudrängen. Aber die wollen ihn nicht mehr. Im Grunde genommen hat Frankreich mit seinem Vorgehen das Abkommen von Algeciras unter den Mächten vom Jahre 1906, von dem in der vorletzten Rundschau die Rede war, auf das Schmähhchste verletzt. Denn erstens garantierte dieses Abkommen die Unverletzlichkeit des marokkanischen Reiches und zweitens verbietet es jeder Vertragsmacht Einmischungen in die inneren Händel Marokkos. Im Bewußtsein der Deckung durch England und Rußland ist man in Paris übermütig. In Berlin dagegen ist man grimmig über diese Vertragsverletzungen, und der Kaiser ließ einen Wink geben, als die Franzosen es eine Weile gar zu toll trieben. Diese haben dann ein wenig eingelenkt und feierlich versichert, wie sie gewiß die Algeciras-Akte respektierten; aber im Grunde fahren sie im gleichen Geleise fort und spekulieren wohl nicht mit

Unrecht darauf, daß wegen Marokko allein das deutsche Reich das Schwert nicht ziehen werde, um einen europäischen Kriegsbrand zu veranlassen, der unter der jetzigen Lage alsdann kaum ausbleiben würde. Ein etwas gefährliches Spiel ist es immerhin, das die Franzosen jetzt treiben. Uebrigens können sie sich in Marokko die Finger noch tüchtig verbrennen. Wenn sie fortfahren wie bisher, ist eine Expedition nach Fez auf die Länge kaum zu umgehen. Dann aber bekommen sie die marokkanische Massenerhebung auf den Hals. Sie würde Frankreich nicht nur eine Riesensumme von Geld, sondern auch viel Blut kosten. „Wer zu lange mit dem Feuer spielt, bekommt verbrannte Hände“, die alte Wahrheit wird auch hier sich bestätigen.

Hat sich die politische Lage in Europa zugespitzt, so ist dafür das drohende Kriegsgespinnst an einem anderen Teil der Erde wieder gebannt. In der letzten Umschau war die Rede davon, wie die Verhältnisse zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika sich immer bedrohlicher gestalteten, und es schien, als suche das kleine Japan förmlich nach einer Gelegenheit, den Vereinigten Staaten den Krieg anzusagen zu können, um die unbestrittene Herrschaft über den stillen Ozean an sich zu reißen. Schon seit Monaten ist es aber in dieser Sache ganz still geworden und Japan tut auf einmal, als ob es keinen tieferen Freund in der Welt hätte, als die amerikanische Union. Für diesen plötzlichen Umschwung werden verschiedene Gründe angegeben.

Die einen meinen, die glückliche Umschiffung des ganzen amerikanischen Kontinents durch eine starke amerikanische Flotte und deren tadellose Ankunft in Kalifornien habe den Japanern Respekt eingeflößt und ihnen gezeigt, daß sie die Flotten der Vereinigten Staaten nicht nur so zusammenschlagen könnten, wie der Krämer Franz alte Nudelkisten. Es war auch eine gewaltige Leistung. Andere behaupten, die Unruhen im von Japan annektierten Kaiserreich Korea hätten ihm nahegelegt, zuerst dort Ordnung zu machen. Der Wahrheit dürften aber jene am nächsten kommen, die sagen, Japan sei die Kriegslust für einmal dadurch vergangen, weil ein Finanzkrach bei ihm ausbrach und es in Europa für Anleihen

überall verschlossene Kassen fand. Daß man ohne Geld nicht kriegen kann, ist eine alte Geschichte, die auch für das Reich der Chrysanthemumblumen gilt.

Die Amerikaner ihrerseits wollten nie Krieg mit Japan. In der letzten Zeit schon gar nicht. Denn jetzt sind sie über und über mit der Wahl eines neuen Präsidenten beschäftigt. Am liebsten hätten sie wohl den bisherigen, Roosevelt, behalten. Aber alter Uebung gemäß darf keiner mehr als zwei Amtsdauern nacheinander Prä-

sident sein in den Vereinigten Staaten. Roosevelt hat sich darum auch eine Wiederwahl zum Vorneherein verbeten. Jetzt ist der Wahlkampf um den Nachfolger bereits in voller Blüte. Beide großen Parteien, die Republikaner, die man bei uns vielleicht die Liberalen nennt, und die Demokraten haben bereits getagt und ihre Kandidaten aufgestellt. Die Republikaner erkoren den Minister Taft, einen intimsten Freund des jetzigen Präsidenten und in Vielem seine rechte Hand, die Demokraten ihren alten Führer Bryan. Die Wahl Tafts hieße Fortsetzung der Politik von Roosevelt auf der ganzen Linie, die Wahl Bryans möglichste Einschränkung der von Roosevelt eingeführten Weltpolitik der Vereinigten Staaten. Wer Sieger sein wird, kann der Kalendermann nicht sagen. Im jetzigen Moment hat zwar Taft immer noch etwas mehr Aussichten als Bryan, obwohl die Arbeiter zum letzteren abgeschwenkt sind. Eine amerikanische Präsidentenwahl ist jeweils eine



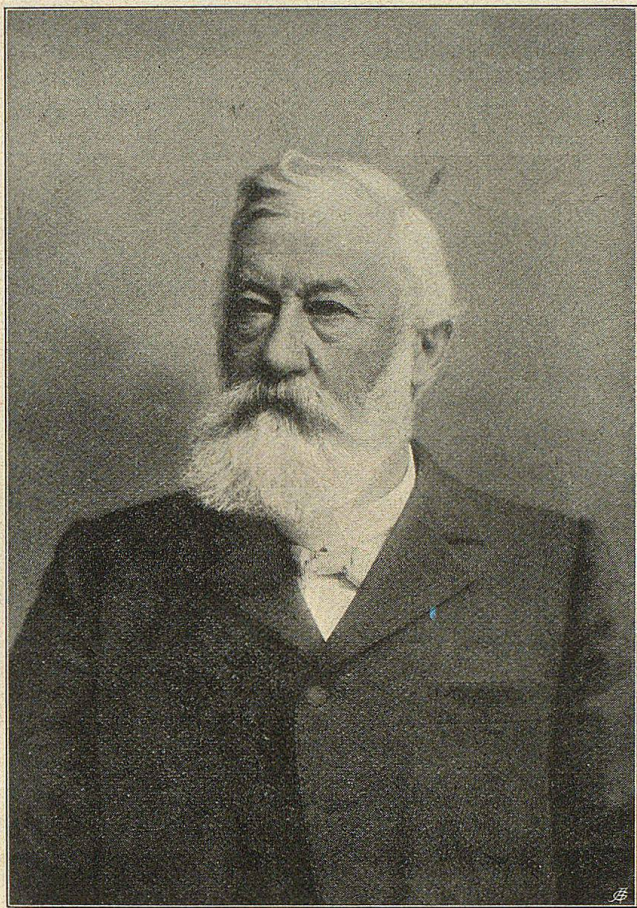
Bundesrat Schöbinger.

eben so hitzige wie teure Sache. So wüßt wie dort bei einer solchen Wahl haben sich die Parteien bei uns auch in den heißesten Kampfzeiten nicht gesagt; so heruntergehudelt wie dort werden die Kandidaten nirgends in der Welt, und solche Riesensummen wenden die Parteien auch in keinem Lande der Erde für eine Wahl auf, wie drüben über'm großen Bach bei einer Präsidentenwahl. Das geht für jede Partei in die Millionen von Franken. Man versteht es einigermaßen, wenn man bedenkt, daß, wenn z. B. Bryan siegen würde, das ganze große Heer der bisherigen Staatsbeamten den Laufpaß erhielte und durch Parteigänger des neuen Präsidenten ersetzt würde. Seine Wahl zerstörte die bisherige Existenz von vielen Tausenden, seine Nichtwahl eben

so viele längst ersehnte Lebenshoffnungen in seinem Lager. Der diesmalige Wahlausfall erregt erhöhtes Interesse, weil es das erste Mal ist, daß die Arbeiter sich dort als geschlossene Partei in eine Präsidentenwahl mischten. Für das Geschäft nach Amerika würde es besser sein, wenn Taft, d. h. die Republikaner siegten.

Damit ist der Kalendermann aber schon in die Ereignisse in den einzelnen Staaten hineingeraten. Es heißt jetzt fortfahren. Deutschland wird das abgelaufene Jahr als solches schmutziger Geschichte bezeichnen. Die Sache hat bekanntermaßen damit begonnen, daß der Schriftsteller Harden in Berlin eine Anzahl höchste Herren und intimste Freunde des Kaisers öffentlich unnatürlicher Laster bezichtigte und verlangte, daß diese Mistbrüder aus der Umgebung des Kaisers entfernt würden, den sie zu beherrschen suchten. Einer der Ungeschuldigten, der General Graf Moltke, strengte dann gegen den Schriftsteller Harden einen Prozeß wegen Verleumdung an. Der Prozeß deckte eine große Grube von Gestank in höchsten Kreisen auf. Da aber dem Grafen nichts bewiesen werden konnte, wurde der Beklagte Harden verknürrt. Im gleichen Prozeß hatte auch der noch viel mächtigere Fürst Eulenburg, einer der größten Herren im Reich, als Zeuge zu figurieren, den Harden wegen gleicher Geschichten getupft hatte. Er zeugte nicht bloß zu Gunsten seines Freundes Moltke, sondern gab auch noch die eidliche Erklärung ab, selber niemals solche Sachen getrieben zu haben. In Folge dieses Urteils wurde Harden dann von einem Blatte in München heftig angegriffen. Jetzt klagte Harden und zwar gegen dieses, was einen Prozeß in München im Gefolge hatte. In diesem Prozesse wurden nun von Zeugen über den Fürsten Eulenburg Dinge enthüllt, die das gerade Gegenteil von dem besagten, was der Fürst in Berlin unter Eid erklärt hatte, ja noch mehr; es kam auch zu Tage, daß er für ihn gefährliche Zeugen zu bewegen gesucht hatte, falsche Aussagen vor Gericht zu machen. Nun nahm die Sache eine ganz böse Wendung. Das Wort hatte jetzt die Staatsanwaltschaft in Berlin, die nach dem neuen Tatbestand gegen Fürst Eulenburg Klage wegen Meineid und Versuch zur Verleitung

zum Meineid zu erheben hatte. Vergeblich versuchte die mächtige Familie des Fürsten alles, daß der Prozeß niedergeschlagen werde. Die Lawine des Unheils über dem vornehmen preussischen Fürstenhause der Eulenburgers war im Rollen. Es war ein Jammerbild, zu sehen, wie einer der einflußreichsten Freunde des deutschen Kaisers, ein reicher, mächtiger Fürst, ein einstiger Gesandter und Botschafter des deutschen Reiches, der von allen Monarchen mit den höchsten Orden ausgezeichnet wurde, Tag für



Alt-Bundesrat Bismarck.

Tag näher an die Tore des Zuchthauses rückte. Welcher furchtbare Abgrund tut sich da auf. Du, guter Schwendebauer, und Dein Fraenkli, seid nur recht zufrieden im Kreise Eurer Kinder, wenn es auch manchmal mager zugeht bei Euch. Wie seid Ihr gegenüber solchen Leuten glücklich. Denkt, wie es jetzt der Frau dieses Fürsten, wie es seinen Kindern zu Mute ist. Meidet nicht die, welche hoch oben stehen. Ihr seht jetzt, wie es oft da aussieht. Etwas anderes zeigt aber dieser Prozeß auch noch, wie man nämlich aus kleinen Anfängen in der Schuld immer weiter und weiter hineinwaket, selbst wenn man ein Fürst ist. — Eine ungetrübte Freude erlebte Deutschland mit dem Triumph des lenkbaren Luftschiffes des Grafen Zeppelin bei seiner eintägigen Versuchsfahrt in die Schweiz. Das Ungeheuer in den Lüften ließ sich leiten, wie ein Rahm auf stiller See, wie ein gutes Rößlein. Der Kalendermann hat die epochenmachende Bedeutung des lenkbaren Luftschiffes, „die Eroberung der Lüfte“ für die menschliche Kultur,

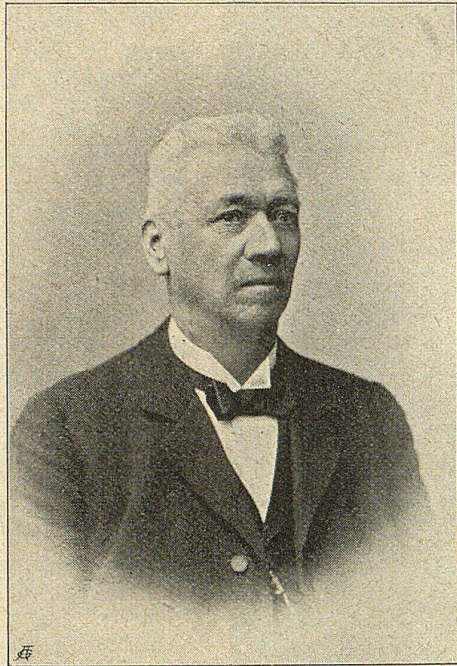
bereits in der letzten Umschau gefeiert.

Die Oesterreicher haben sich dieses Jahr trotz aller inneren Händel des 60-jährigen Regierungsjubiläums ihres greisen Kaisers Franz Joseph gefreut. 60 Jahre Kaiser eines Großstaates sein, will etwas heißen. Noch viel mehr, wenn dieser Großstaat Oesterreich heißt mit seiner Musterkarte von einem ganzen Duzend Nationalitäten, die sich gegenseitig nicht ausstehen können. Ist der Kaiser Franz Joseph auch nicht gerade ein großer Herrscher, so war er doch in allen 60 Jahren ein pflichtgetreuer und allen seinen Völkern gegenüber ein wohlgesinnter. Uns Schweizer hat er zudem stets gerne gehabt. Dabei hat er sich je und je als Mann gezeigt, als Mann bei manchen schweren politischen

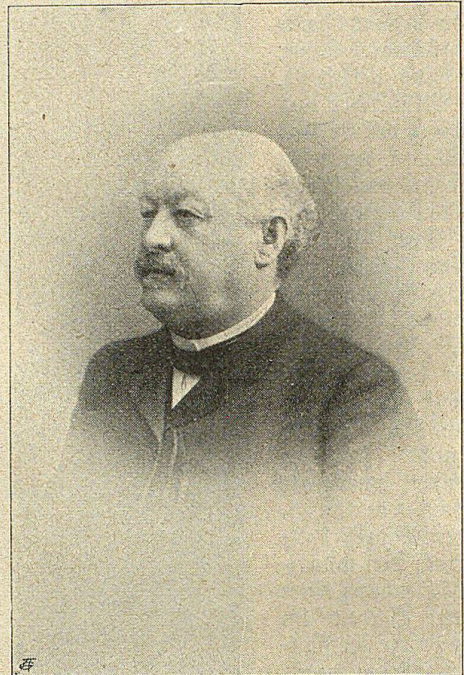
Schicksalsschlägen, es sei nur an die verlorenen Kriege mit Napoleon III. und mit Preußen erinnert, als Mann bei noch viel schwereren Familien-Heimsuchungen, beim Selbstmorde seines einzigen Sohnes, des von Weibern ruinierten Kronprinzen Rudolf, und bei der Ermordung seiner Gemahlin, der Kaiserin Elisabeth, durch den italienischen Anarchisten Luccheni in Genf. So verworren es sonst in Oesterreich zugeht, die Jubiläumswochen haben gezeigt, daß Oesterreichs Völker wenigstens in einem einig sind, in der Liebe zu ihrem greisen Kaiser. Diese Liebe seiner Völker mag dem Greis auf Habsburgs Thron Balsam sein auf manche tiefe Herzenswunde, die ihm das Schicksal schlug.

In Oesterreich Volksjubel um einen allverehrten Herrscher, in Portugal Mörderkugeln für den dortigen König

Der Herrgott! Ja richtig; ihn, den Herrn, den streichen jetzt die Franzosen aus den Schulbüchern für ihre Kinder. Ueberall wo der Name „Gott“ in denselben bisher vorkam, oder der Name eines christlichen Festes wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten, sind diese Worte gestrichen und durch sogenannte „neutrale Ausdrücke“ ersetzt worden. Sogar das Wort „Adieu“ („Mit Gott“) darf nicht mehr vorkommen. Dagegen haben sich tausende und abertausende protestantischer und katholischer Familienväter in Frankreich aufgelehnt. Nun will man ein Gesetz machen, das solche „Revolutionäre“ strenge bestraft. Vor hundertzehn Jahren haben die Franzosen schon einmal Aehnliches versucht. Sie haben blutige Früchte dieses Tuns geerntet. Die erschreckende Zunahme der abscheulichsten Verbrechen



Nationalrat v. Steiger †.



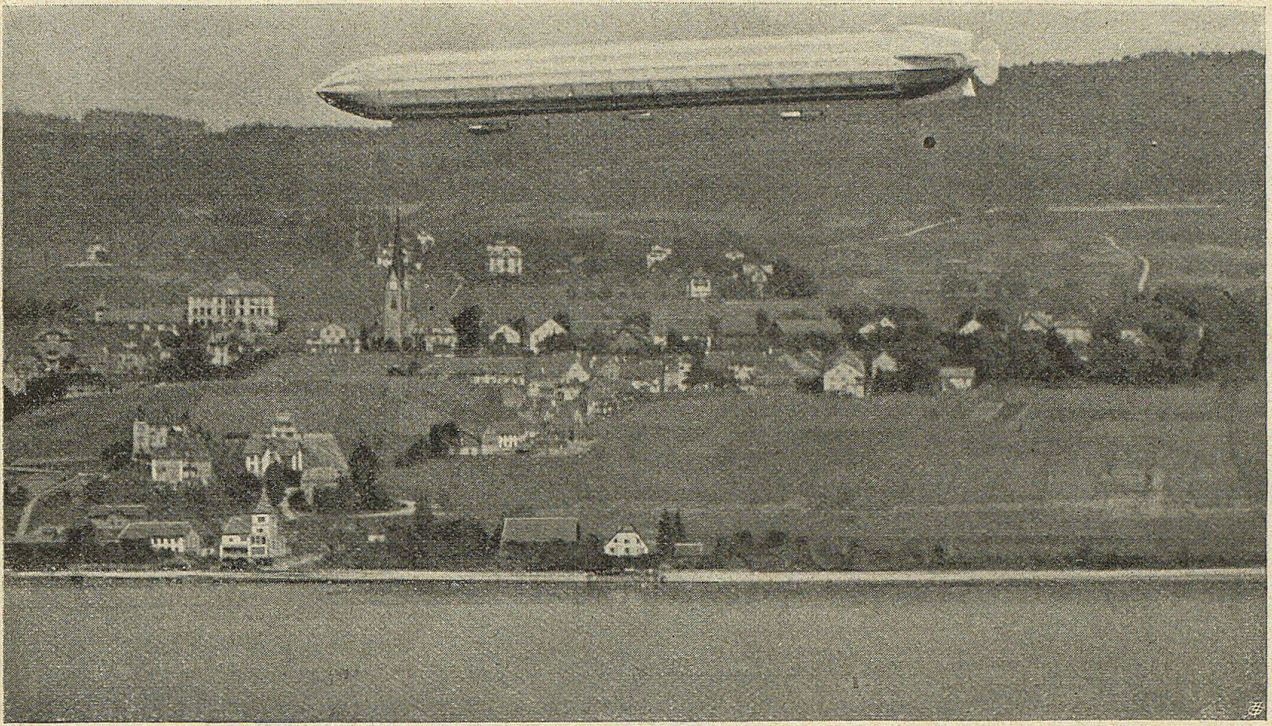
Gotthardbahndirektor Stoffel †.

Karlos und seinen ältesten Sohn, den Kronprinzen. Der „rote Samstag“ ist noch zu frisch in aller Erinnerung, als daß der Kalendermann auf die Einzelheiten des furchtbaren Doppelmordes an einem gutgesinnten König und seinem unschuldigen Sohn zurückkommen müßte. Die Ereignisse haben seither gezeigt, daß der blutige Mord nicht das Mittel ist, ein Land besseren Zuständen entgegen zu führen und ein Volk frei zu machen. Von der erträumten Republik ist vorläufig noch keine Rede; die Korruption ist im Lande Portugal größer als je, und die Zahl jener, die sich auf Kosten des armen, ungebildeten und doch fleißigen portugiesischen Bauernvolkes mästen wollen, wächst noch täglich. Was nützt es einem Volke, wenn der Herrgott ihm ein Paradies an Fruchtbarkeit bescheerte, wenn seine gebildeten Klassen kein Verantwortungsgefühl diesem Volke gegenüber besitzen und es nur auswuchern, um bequem und gut leben zu können?

in Frankreich könnte den französischen Staatslenkern auch jetzt zeigen, wohin solche Wege führen. Daraus kann niemals Gutes entstehen. Was würden die sieben Appenzeller sagen, wenn man den Namen Gottes im Landsgemeindeeide streichen wollte und im herrlichen Landsgemeinde-Viede, das mit dem Verse beginnt:

Alles Leben strömt aus Dir
Und durchwallt in tausend Bächen
Alle Welten — alle sprechen:
Deiner Hände Wert sind wir.
Deiner Gegenwart Gefühl,
Sei mein Engel, der mich leite,
Daß mein schwacher Fuß nicht gleite,
Nicht sich irre von dem Ziel.

Da ist es in England, dem freiesten Lande Europas, anders, ganz anders. Dort sieht man den religiösen Gedanken eher erstarken. Dabei erfreut sich das Land glücklicher innerer Zustände. Eben hat sein Gesetzgeber eine



Zur Erinnerung an Graf Zeppelins Fahrt in die Schweiz. Das Luftschiff ob dem Zürchersee.

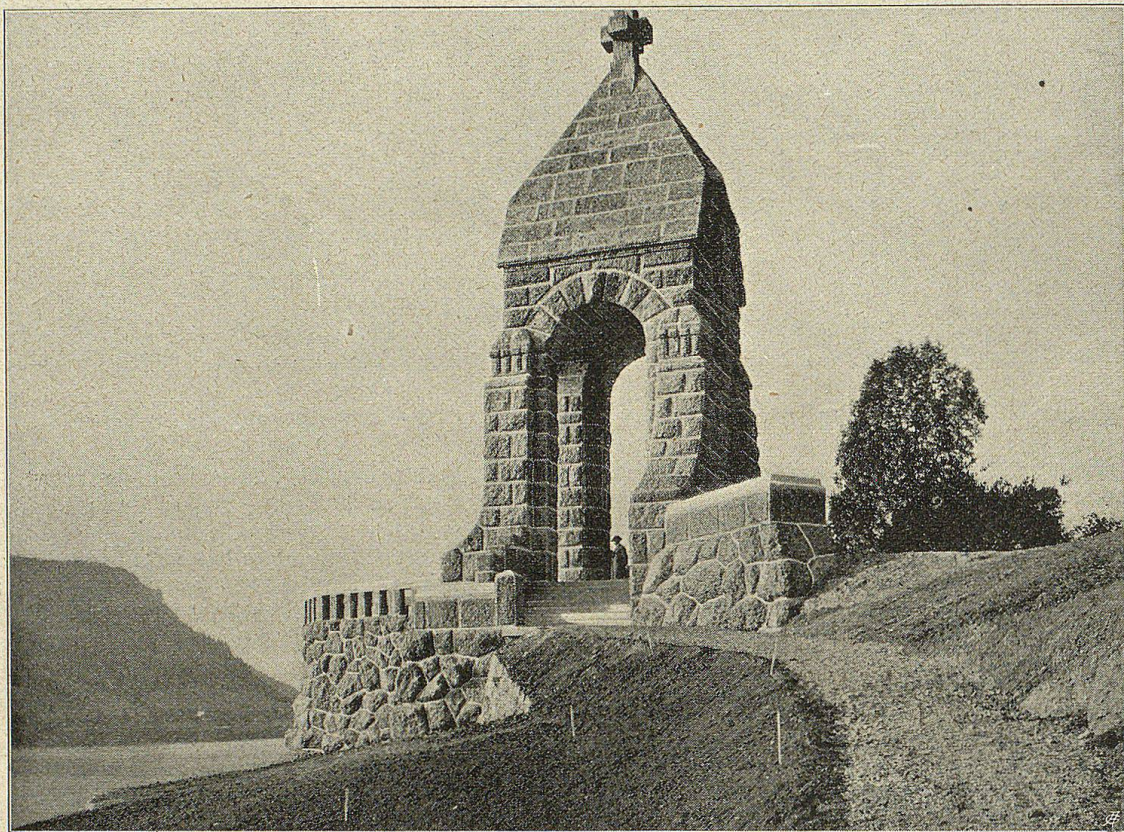
soziale Großtat zur Ausführung gebracht, indem das Unterhaus, das ungefähr unserem Nationalrate gleich ist, ein Altersverforgungsgesetz angenommen hat, das jedem Arbeiter, je nach dem Beitrage, den er selber an die jährliche Prämie leistet, vom 60. Altersjahre an eine Jahresrente von 325—650 Fr. bis an sein Lebensende sichert. Das ist solidere Arbeit, als den lieben Gott zu den Schulbüchern hinauswerfen.

Noch einen Augenblick über Europa hinaus, nach dem fernen Persien, das im Süden bis nach Indien hinabreicht. Der verstorbene Schah oder Kaiser hatte in den letzten Lebensjahren seinem Volke noch eine Verfassung gegeben, sowie eine Volksvertretung mit Rechten in der Gesetzgebung. Seinem Sohn und Nachfolger gefiel das aber nicht. Der wollte wieder absoluter Herrscher sein, wie es früher war, wo es weder Verfassung noch Parlament, sondern nur den Willen des Schah gab. Er meinte, es sei nach diesem Rezept leichter zu regieren. Nur mit Mühe konnte er dazu gebracht werden, den Eid auf die vom Vater gegebene Verfassung zu leisten. Seither spähte er nach einem Vorwand, die Dinge über den Haufen werfen zu können. Er bot sich, als die Volksvertretung gewissen Gelüsten des Herrschers entgegentrat. Nun ließ er seine Kanoniere und Kosaken aufrücken. Das Parlamentsgebäude wurde zusammengeschoffen und die Hauptführer des Volkes erschossen oder gehängt. Im Augenblicke erscheint der Schah als Sieger. Wie lange wird er es bleiben? Wo die Freiheit einmal aufgegangen ist, da läßt sie auf die Dauer selten mehr sich unterjochen. — Das hat auch der türkische Sultan erfahren, der seinen Völkern eben jetzt die Verfassung wieder geben mußte, die er ihnen 1878 raubte.

Jetzt aber heimwärts, heim in unser liebes, kleines Schweizerhaus. Trotz manchem Ungemach ist es doch gefegnet wie wenige. Wieder ist ein mächtiger Schritt vorwärts getan worden, indem das einheitliche Zivilrecht zu Stande gekommen ist, welches nun mit dem Jahre 1912 in Kraft tritt. Es ist kein gelehrtes Advokatenrecht, sondern baut sich auf unsere alten kantonalen Rechte und geschichtlichen Rechtsanschauungen auf. Wofür schon unsere Großväter und Väter gekämpft, endlich ist es erreicht, das einheitliche Recht in der Schweiz. Mit der eidg. Krankenversicherung geht es auch rüstig vorwärts. Hoffentlich kann der Kalendermann in der nächstjährigen Umschau ihre Geburt feiern. Zur Zeit haben wir einigen Anstand mit Deutschland wegen seiner Mehleinfuhr in die Schweiz. Das deutsche Reich rückvergütet seinen Müllern nämlich den Zoll auf Getreide für Mehl, das sie ausführen. Die deutschen Müller haben es nun so einzurichten gewußt, daß sie für jeden Zentner Weizenmehl, den sie nach der Schweiz ausführen, von der deutschen Staatskasse zirka 5½ Fr. Rückvergütung erhalten. Das hat ihnen erlaubt, die Schweiz mit ihrem Mehl zu überschwemmen und unsere Schweizer-Müller außer Konkurrenzfähigkeit zu setzen. Die Folge davon ist eine nie erlebte Krisis in der Schweizer Müllerei, die fast ruiniert wäre, wenn der Zustand fort-dauerte. Eine ganze Anzahl Mühlen mußte einfach schließen. Dies hat den Bundesrat zum Einschreiten veranlaßt, denn der Ruin seiner Müllerei wäre eine eigentliche Landes-gefahr für ein Land. Man denke nur an den Kriegsfall. Indem die deutschen Zollrückvergütungen unseren Mehll-zoll einfach wirkungslos machen, bilden sie eine Verletzung des neuen schweizerisch-deutschen Handelsvertrags. Die

deutsche Regierung bestreitet aber das letztere. Und jetzt soll ein Schiedsgericht die Sache entscheiden. Der Span hat die Frage der Einführung eines eidg. Getreide- und Mehlm monopol's in Fluß gebracht. Der Nationalrat hat dem Bundesrat Auftrag erteilt, dieses Monopol beförderlichst zu studieren. Zur Stunde scheint die Sache dem Kalendermann noch nicht spruchreif zu sein, trotzdem die Bauern hoffen, beim Getreidemonopol das Korn teurer verkaufen zu können und die Sozialdemokraten vom Monopol gleichzeitig billigeres Brot erwarten. Theureres Korn und billigeres Brot, wie reimt sich das. Wenn die Milch aufschlägt, wird das Schmalz nicht billiger.

Schobinger ein Architekt vom Studium aus. In seinem Heimatkanton hat er sich längst als außerordentlich tüchtiger Regierungsrat in den verschiedensten Departementen ausgewiesen, als Artillerieoberst als ausgezeichnete Offizier und als langjähriger Nationalrat, der auch schon diesen Rat präsiidierte, als loyaler und einsichtiger Parlamentarier, als ein Mann im Sinne und Geist von Dr. Joseph Zemp. Mit Nationalrat Prof. Dr. Huber führt der Appenzeller Kalender das Bild des hochverdienten Schöpfers unseres neuen Zivilrechtes vor. Prof. Huber dürfte manchen Appenzellern noch als einstiger außerrhodischer Staatsbeamter in Trogen in bester Erinnerung sein. Mit den Bildern von



Zum Schlusse noch ein paar Worte über unsere Porträts. Da ist zuerst Bundesrat Dr. Zemp. 18 Jahre hat er der obersten Landesbehörde angehört und als Leiter der Eisenbahnverstaatlichung unvergängliche Verdienste sich erworben. Mit außergewöhnlichen Ehren hat ihn auch die Bundesversammlung im Juni verabschiedet, da er wegen körperlicher Leiden zurücktreten mußte, die er sich zum großen Teil durch Ueberanstrengung im Staatsdienst zuzog. Dr. Zemp, ein bürgerlicher Entlebucher, ist der erste konservative Katholik gewesen, dem die Ehre einer Wahl in den Bundesrat zu teil wurde. Die trefflichen Erfahrungen, die man mit ihm gemacht hatte, bewogen die Bundesversammlung, als Ersatz wieder einen Staatsmann gleicher Richtung zu wählen im Luzernischen Nationalrat und Regierungsrat Schobinger. War Zemp ein studierter Advokat so ist

Nationalrat v. Steiger von Bern und Gotthardbahndirektor Stoffel in Luzern will unser Kalender auch seinerseits zwei überaus wackern Eidgenossen, die der Tod abberief, den Tribut der Verehrung zollen. Steiger hat sich in Bauern- und Gewerbefragen sowie in gemeinnützigen Fragen gesamtwaterländische Verdienste erworben. Direktor Stoffel verdient besondere Ehrung, weil er ein Mann wahrhaft väterlichen Wohlwollens gegenüber den Beamten, Angestellten und Arbeitern der Gotthardbahn war. Am Schlusse der Umschau findet sich das Bild des neuen Morgarten-denkmals am Agerisee bei Oberägeri. Es führt uns in die Zeit der Bluttaufe der Schweizerfreiheit zurück. Zeigen wir uns stets derer würdig, die einst in Tagen heißer Not mit ihrem Herzensblute erkämpften, was heute unser teuerstes Gut ist.